

Lebensstationen einer deutschen Jüdin - verwurzelt in Rheinland-Pfalz - Alexandrien - Tiberias - Essen - Jerusalem

von Thea Levinsohn

Meine Eltern, Moritz Wolf und Jeanette, geb. Schwarz, stammen vom vorderen Hunsrück und waren Anfang des Jahrhunderts nach Essen gegangen, wo ich als Thea Wolf 1907 geboren wurde. Die eigentlichen Wurzeln meiner Familie liegen somit in Argenschwang und Norheim bei Bad Kreuznach in Rheinland-Pfalz. Dort lebte sie seit Generationen, und dort besuchte ich während meiner Kindheit und Jugendzeit häufig meine Großeltern.

Seit vielen Jahren zieht es mich, eine der wenigen am Leben gebliebenen Angehörigen einer durch die Shoah umgekommenen großen Familie, in die Heimat meiner Väter, an den Rand des Hunsrücks. Hier waren meine Vorfahren seit vielen Jahrhunderten ansässig; in Hüfelsheim, Argenschwang, Mandel und Seibersbach fanden sie auch ihre letzte Ruhe.

Verwandte meiner Familie lebten auch in Spabrücken, Schweppenhausen, Martinstein, Bad Kreuznach, Simmern unter Dhaun (jetzt Simmertal) und Rockenhausen. Von meinen in Bad Kreuznach, Hargesheim und Sponheim lebenden Freunden werde ich heute noch durch die heimatliche Landschaft zu den Geburtsorten der Vorfahren und ihren Gräbern gefahren. Dort fühle ich die Zusammengehörigkeit mit meiner Familie. Ihr Stammbaum ist in dieser Erde verwurzelt.

In Essen besuchte ich von 1914 bis 1923 die Städtische Mittelschule bis zur Reifeprüfung; danach, von 1923 bis 1924, die Städtische Höhere Handelsschule. Von 1924 bis 1926 war ich als erste Buchhalterin im Engros-Haus „Merkur“ tätig bis zur Auflösung des Betriebs in-



Schwester Thea Wolf, 1932
Schwester Thea Wolf, 1954
Thea Levinsohn, 1990

folge von Konkurs, und anschließend arbeitete ich als freiwillige Helferin im „Waisenhaus des Frauenvereins 1833“ in Berlin-Hermsdorf. Im April 1927 wurde ich als Lehrschwester in die Vereinigung der Jüdischen Krankenpflegerinnen in Frankfurt/Main aufgenommen, die an das Krankenhaus der Jüdischen Gemeinde angeschlossen war. Nach dem Staatsexamen begann ich meine Ausbildung als Operations- und Narkoseschwester. Zwei Jahre darauf, im März 1932 wurde ich auf Bitten der Jüdischen Gemeinde in Alexandrien/Ägypten an das neu fertiggestellte Krankenhaus berufen.

Dort arbeitete ich als Operationsschwester der chirurgischen Abteilung. Im März 1934, ein Jahr nach der Machtergreifung Hitlers, beschlossen das Ärzteteam, ich und noch zwei deutsch-jüdische Krankenschwestern, nicht nach Deutschland zurückzukehren, sondern in Ägypten zu bleiben, um weiterhin dem Krankenhaus zur Verfügung zu stehen.

Nach Kriegsende suchte ich meine Eltern, meine Schwester und ihren vierjährigen Sohn, Onkeln, Tanten, Vettern und Cousins. Doch ich fand niemanden mehr! Ich entschloß mich, nach Palästina einzuwandern, um beim Aufbau des Landes mitzuhelfen. So begann ich im Januar 1947 meine Arbeit als Oberschwester des Operationssaales im „Schweizer Hospital“ in Tiberias.

Im März 1950 heiratete ich Dr. jur. Julius Levinsohn aus Königsberg, Direktor des Gymnasiums in Tiberias. Gemeinsam kamen wir 1954 zunächst für zwei Jahre zurück nach Deutschland. Mein Mann hatte auf Antrag seine Wiedereinsetzung als Rechtsanwalt erhalten, und



zu Bild 1: (Postkarte) Ein Kartengruß aus Argenschwang von meinem ersten Besuch zusammen mit meiner Cousine Thea Rosenberg, geb. Wolf, 1956. Unsere Mütter Flora, geb. Schwarz und Jeanette, geb. Schwarz sind dort geboren, im Jahr 1876 bzw. 1877

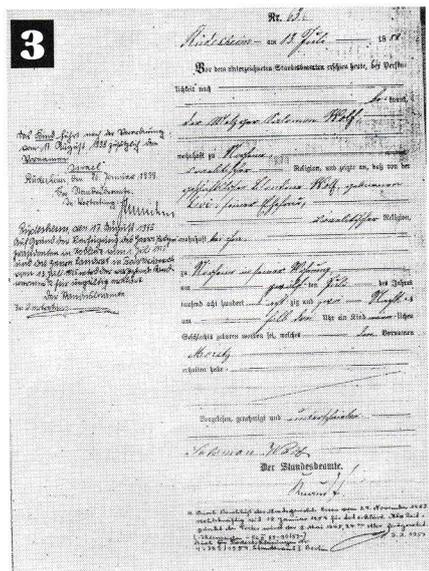
zu Bild 2: Feier der Goldenen Hochzeit der Großeltern von Thea Levinsohn, Solomon und Blondine Wolf, in Norheim, 1913

zu Bild 3: Geburtsurkunde Moritz Wolf, geb. 12.07.1882 in Norheim, deportiert am 20.10.1941 nach Lodz

zu Bild 4: Meine Eltern und meine Schwester: Moritz Wolf, Jeanette Wolf, Alice Wolf und eine Mieterin vor unserem Haus in Essen, Limbeckerstr. 166

Fr. nkföter Ansichtskarten-V&G, Schwaibach b. Frankfurt/M.

Ich bin sehr froh, dass Sie sich für meine Karte interessieren. Ich habe Sie sehr lieb und hoffe, Sie werden mir bald schreiben. Ich bin immer noch in Argenschwang und hoffe, Sie werden bald wieder kommen. Ich liebe Sie sehr und hoffe, Sie werden bald wieder kommen. Ich liebe Sie sehr und hoffe, Sie werden bald wieder kommen.





Mein Vater, Moritz Wolf, geb. 12. 7. 1882 in Norheim, deportiert nach Lodz am 21.10.1941 von Essen aus, beim Gleisbau der Eisenbahn nach Auschwitz

wir ließen uns in meiner „Heimatstadt“ Essen nieder, wo er seine Kanzlei eröffnete. Der Schwerpunkt seiner Arbeit bestand in der Bearbeitung von Wiedergutmachungsansprüchen nach dem Bundesentschädigungsgesetz. Ich beteiligte mich ebenfalls an den anfallenden Aufgaben in der Kanzlei. Wegen enormer Beanspruchung verlängerten wir unseren Aufenthalt. Mein Mann erkrankte schließlich schwer und starb im März 1965. In Jerusalem fand er seine letzte Ruhestätte. Seit seinem Tod lebe ich in in dieser Stadt.



1.) Maria-Elisabeth Goldschmidt, Hamburg, Röntgen-Assistentin
2.) Schwester Thea Wolf, Essen
3.) Schwester Lotte Lustig, Gleiwitz, Oberschwester der Inneren Abteilung

Während der nachfolgenden zehn Jahre war ich als Regierungsangestellte des israelischen Staates beschäftigt. Danach engagierte ich mich bis heute als freiwillige Helferin in der „Open Door“, einem Tagesheim für ältere, alleinstehende Mitbürger des Stadtteils Rechavia in

Jerusalem. Seit der Masseneinwanderung russischer Juden nach Israel haben wir unseren Dienst auch auf deren Unterstützung ausgedehnt.

Meine „Lebensstation“ Alexandrien/Ägypten habe ich in dem 1984 erschienenen Buch „Thea, Erinnerungen aus Alexandrien“ (unter meinem Mädchennamen Thea Wolf) beschrieben. Dabei unterstützte mich die bekannte jüdisch-ägyptische Schriftstellerin Ada Aharoni, die in Haifa lebt. Während eines Seminars zum

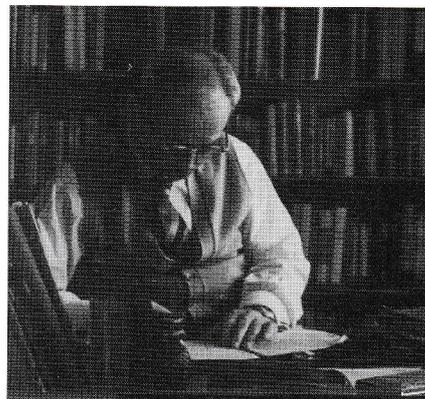
Thema „Geschichte und Schicksal der Juden im Mittleren Orient“ hatte ich sie im Van Leer-Institut in Jerusalem kennengelernt. Das Buch ist in Englisch, Hebräisch und Arabisch veröffentlicht worden. Inhaltlicher Schwerpunkt bildete die Tatsache, daß das Jüdische Hospital in Alexandrien seit Beginn der Nazi-Herrschaft zum Zentrum der Hilfe für jüdische Emigranten geworden war, die meist illegal im Hafen von Alexandrien ankamen.

Operationsschwester im „Schweizer Hospital“ in Tiberias von April 1947 bis Oktober 1954 „Befreiungskrieg“

Wo hatte ich eigentlich Station gemacht? War es eine Reise ins Blaue gewesen, als ich Ägypten verlassen hatte? Nein, ganz sicher nicht! Die Reise hatte ein Ziel: Es war der Wille, irgendwie dazu beizutragen, die seit 2000 Jahren verlorene Heimat meines Volkes mit friedlichen Mitteln zurückzugewinnen und aufzubauen.

Ich begann meine Tätigkeit als Operationsschwester im „Schweizer Hospital“ in Tiberias, April 1947. Bevor ich mich bei dem medizinischen Leiter des Hospitals meldete, hatte mir die Wirtschaftlerin dringend angeraten, wenigstens einen einzigen Satz in Hebräisch zu lernen, da der Arzt - er stammte aus der früheren Tschechoslowakei - kein deutsches Wort hören wolle. Ich stellte mich bei ihm vor, ausgestattet mit meinen Zeugnissen, war sehr aufgeregt und begann in Deutsch. „Das interessiert mich überhaupt nicht!“ war seine Reaktion. „Was mich interessiert ist, ob sie eine gute Operationsschwester sind. Das werden wir ja recht bald feststellen!“

Das Krankenhaus war das einzige Hospital für die Bevölkerung von Tiberias, für alle Kibbuzim und Siedlungen in der Jordansenke, des Galil, der Stadt Safad, Rosh-Pina, bis hinauf zur libanesischen Grenze mit der Stadt Methullah.



Mein Mann, Dr. jur. Julius Levinsohn, 1950, Tiberias

Bereits vor Ausbruch des „Befreiungskrieges“ war das Krankenhaus ein Militär-Hospital, und wegen der ständigen Angriffe von den Golan-Höhen, wo die Syrer schwerbefestigte militärische Siedlungen hatten, waren wir voll ausgelastet. Das gesamte medizinische Personal war Tag und Nacht im Einsatz. Auch die Zivilbevölkerung hatte sich uns zur Verfügung gestellt. Schulkinder halfen uns, Verbandmaterial vorzubereiten, Gipsbinden zu wickeln, Gummihandschuhe zu waschen usw. Als Dank für ihre Dienste zogen wir ihnen OP-Mäntel an, setzten ihnen Mützen auf und beschenkten die jüngeren Helfer mit leeren Leukoplastrollen zum Spielen. Wir waren nie müde, immer guter Laune, ein einzig Volk. Und wenn das Licht ausging, - wir hatten keinen Generator zur Verfügung, - dann arbeiteten wir weiter mit Karbitlampen. Jeder von uns entdeckte plötzlich seine eigene Erfindungsgabe, die dann allen zugute kam. Über Kampfhandlungen berichteten die Ambulanzchauffeure. Wir nahmen alles zur Kenntnis, ohne lange darüber nachzudenken. Unsere Körper hatten sich auf diese Situation vollkommen eingestellt: keine Müdigkeit, kein Hungergefühl, keine normalen Bedürfnisse. Wir fragten nicht: Wie lange noch? Und dann geschah es! Plötzlich schwiegen die Kanonen! Man mußte sich zuerst einmal umstellen, keine Verwundeten mehr, nur „gewöhnliche“ Operationen, wie in Friedenszeiten. Welch ein gutes Gefühl!

Integration verschiedener Gruppen von Einwanderern

Gab es danach noch Neuigkeiten? Ja, selbstverständlich, es gab welche! Auf einem freien Plateau vor der Einfahrt nach Tiberias wurde eine große Zeltstadt aufgebaut. Sie diente der Aufnahme irakischer und kurdischer Juden, die auf abenteuerliche Weise aus den Händen der dort regierenden Herrscher gerettet worden waren. Bei Pogromen hatte man Juden in Bagdad erhängt.



Tag meiner Ankunft, Mai 1932, auf dem Dach des Krankenhauses, von links nach rechts: Herr Rehbrock, Frankfurt, Mr. Benveuisse, Direktor, Schwester Thea, Herr Josef Aghian, Präsident der Jüdischen Gemeinde, Alexandria

Sie hatten in Babylon gelebt, seitdem ihre Vorfahren nach der Zerstörung des ersten Tempels als Sklaven von Nebukadnezar in die Verbannung geschleppt worden waren. Dank des Einflusses einer jungen Jüdin namens Ester auf den dort herrschenden König Ahasverus

waren die Juden vor dem Tod gerettet worden.

Die Emigranten, die nach Tiberias gebracht wurden, bezogen die Zeltstadt. Sie alle waren ausnahmslos nur im Besitz dessen, was sie am Leib trugen. Es waren mehrere Tausend. Auch einige wenige Juden aus Ägypten kamen nach Tiberias. Sie fanden Unterkunft in Wohnungen und sofort Arbeit. Ebenso wurden Häuser gebaut, die von Überlebenden aus KZ-Lagern bezogen wurden.

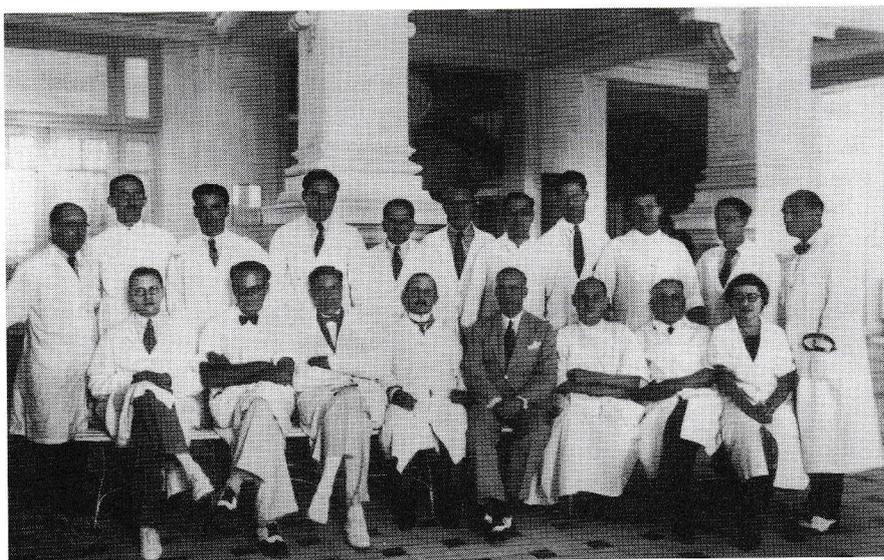
Die Zeltstadt nahm alle Flüchtlinge auf, und wir lernten sie kennen, wenn sie ärztliche Hilfe benötigten.

Aufnahme von am Leben gebliebenen Deportierten

Auch wurden Überlebende aus den KZ-Lagern unsere Patienten. Die während des Zweiten Weltkrieges geborenen Jungen fanden bei uns unter Aufsicht eines Rabbiners Aufnahme in den „Bund Abrahams“. Sie unterzogen sich einer chirurgischen Beschneidung, die entsprechend der Vorschrift am 8. Tag nach der Geburt vorgenommen werden soll, während des Holocaust aber nicht ausgeführt werden konnte. (Viele männliche Neueinwanderer aus Rußland unterziehen sich heute ebenfalls dieser Zeremonie in Anwesenheit eines Rabbiners.)

Zu den zahlreichen Verboten, die den Juden unter dem Hitlerregime und der kommunistischen Tyrannei aufgezwungen worden waren, gehörte auch das der Beschneidung.

Ärzte-Team des Krankenhauses der Jüdischen Gemeinde, Alexandria, Juni 1932



Schweizer Hospital, 1947-Tiberias-1957, Schw. Thea. Mitte: Direktor des Hospitals, 2 Schwestern, Holocaust-Überlebende, ein Augenarzt-Ehepaar, früher Berlin, Röntgenassistentin, Breslau, 1947 aus Meshed-Iran ausgewiesen

Natürlich wurden ebenfalls einige Neueinwanderer im „Schweizer Hospital“ angestellt: darunter eine Arztfamilie aus Litauen, eine Laborantin aus Lwow (Lemberg), ein Gärtner, von dem man nie erfuhr, woher er stammte. Sie alle hatten die KZ-Lager überlebt, so z.B. auch unser neuer Hospitalleiter und seine Frau. Beide waren angeblich „Felscher“, d.h. eine Art „Paramedics“ in einem KZ-Lager gewesen.

Außerdem kamen noch zwei junge Mädchen, Vollwaisen, und Opfer der Verfolgung. Nach der Verschleppung von Polen nach Sibirien waren sie auf abenteuerliche Weise in Israel gelandet. Ich nahm sie zur Unterweisung im OP-Saal in meine Obhut. Sie wurden hervorragende OP-Schwestern. Ferner erreichten uns ein Apotheker und seine Frau, die beide angeblich in einem jüdischen Krankenhaus gearbeitet hatten. Wenn sie überhaupt etwas berichteten, so waren es nur Greuelthaten. Sie lebten isoliert für sich; man hatte weder Zuneigung noch Abneigung zu ihnen, aber man scheute sich in gewisser Weise vor ihnen.

Ein „Zuwachs“ ganz anderer Art war Luba aus Warschau, eine stattliche und lebhaft Persönlichkeit. Sie sprach gut Deutsch, war angeblich auch OP-Schwester und mit einem polnischen Luftwaffen-Offizier verheiratet gewesen. Dank eines polnischen Passes hatte sie ungestört ins Ghetto hinein- und herausgelangen können, worin sich ihre Familie befand. Sie versorgte diese mit allem, was es noch gab, und es gelang, ihre Schwester aus dem Ghetto herauszuschmuggeln und so zu retten. Luba hatte als Offizierin sogar an der Eroberung Berlins teilgenommen, ob als russische oder polnische Soldatin, hat sie uns nie



Der 4jährige Neffe von Thea Levinsohn

verraten. Sie bestand auf einem eigenen großen Zimmer, das sie auch erhielt. Im OP-Saal konnte ich ihr verschiedene Aufgaben zuweisen.



Die Schwester von Thea Levinsohn mit illegal aus Deutschland nach Holland gebrachten Kindern

Frühmorgens kam sie immer zur Vorbereitung der ersten Operation. Nach einiger Zeit fiel mir auf, daß der Alkoholverbrauch zum Reinigen der Hände enorm zugenommen hatte, obschon die Zahl der Operationen gleich geblieben war. Es stellte sich heraus, daß sie von dem Alkohol immer etwas mit auf ihr Zimmer nahm und sich davon ein spezielles Getränk bereitete, im Glauben, der Alkohol komme ja vom Gesundheitsamt, und niemand brauche dafür zu bezahlen. Nachdem ich ihr erklärt hatte, daß jedes Krankenhaus nur über ein begrenztes Budget verfüge, die Finanzlage knapp und Alkohol außerdem ungesund sei, war die Angelegenheit zwischen uns beiden erledigt, und Luba zeigte Verständnis.

Inzwischen war ihr Gepäck angekommen. Sie erbat sich drei freie Tage, um es

auszupacken und hoffte, alles in ihrem Zimmer verstauen zu können. Das gesamte OP-Personal wurde zur Besichtigung eingeladen. Wir staunten nicht schlecht, als wir ihr großes Zimmer betraten: Die Wände waren mit Teppichen behangen, der Boden mit zwei Lagen Teppichen bedeckt, Kristall und Porzellan gab es soviel wie in der Warenabteilung eines Kaufhauses. Luba hatte somit nicht nur ihre Schwester gerettet. Ihr Kommentar: „Als die Deutschen nach Polen gekommen sind, haben sie alles geraubt, was es nur gab. Als ich dann nach Berlin gekommen bin, habe ich dasselbe getan. So muß es sein!“

Wenig später berichtete sie uns, wieder einen Mann, einen Juden natürlich, gefunden zu haben, den sie auch heiraten wolle. Dieser besaß eine Druckerei in Jaffa, und beide heirateten tatsächlich. Nach einigen Monaten erschien Luba erneut. Dieses Mal, um sich für immer zu verabschieden. Sie hatten ihre Druckerei verkauft und sich ein Einreisevisum in das „Goldene Medina“-Amerika-besorgt. Mit den Worten: „Ich wünsche euch alles Gute. Ich muß mich von allem befreien, was ich mitgemacht habe. Hier gelingt mir dies nicht“, verließ sie uns.

Eines Morgens erschien ein Mann namens Benno aus einem Kibbuz nahe bei Tiberias und sprach mich an: „Shalom, ich bin Dein Vetter Benno. Unsere Cousine Trude, die inzwischen in Sydney lebt, schrieb mir, daß Du hier im Krankenhaus arbeitest. Meine Schwester Lore, ihr Mann und ihre beiden



Meine Schwester Alice mit Kinderwagen, Cousine Meta Pelz, geb. Wolf, Cousine Anni Schwarz beim Spaziergang auf der Hüyssiuss-Alm 1930, Essen

kleinen Mädchen, Verda, drei Jahre, und Miki, eineinhalb Jahre, leben seit kurzem bei mir und meiner Familie im Kibbuz. Sie kommen aus Bergen-Belsen, wo die beiden Kinder geboren sind. Vielleicht kannst Du uns und Lore einmal besuchen?“ - „Von Herzen gern, Benno,“ konnte ich nur noch antworten.

Wir verabredeten einen Termin, an dem ich frei hatte. Als ich zu Hause ankam, fand ich in der Tat einen Brief unserer gemeinsamen Cousine Trude vor, in welchem sie mir über Bennos Familie und dessen Schwester Lore einiges mitteilte. In besagtem Kibbuz lernte ich Bennos und Lores Familie kennen. Lores Familie war nun seit drei Wochen im Land, todunglücklich. Sie lebte in einer notdürftigen Unterkunft; die Kinder im Kinderhaus und der Speisesaal mit den Holzbänken erinnerten sie an all die KZ-Lager, durch die Lore geschleust worden, aber am Leben geblieben war. Wohl durch ein Wunder, wie sie selbst meinte.

„Bitte, hilf uns, daß wir von hier wegkommen“, flehte sie mich an, und ich versprach es. So bekamen wir plötzlich Familienzuwachs. Zuerst zog die Familie zu uns nach Tiberias, wo sie auch meinen Mann und unseren Adoptivsohn Michael kennenlernte. Ich hatte ihn, wie es bei uns Israelis damals täglich vorkam, im Kibbuz Misra völlig verlassen erstmals getroffen und zu uns genommen.

Lore und Mann waren unter den ganz wenigen Geretteten aus den KZ-Lagern, die nach Tiberias zogen. Dieser Umstand half uns, eine Wohnung für sie zu bekommen. Sie konnten bald ein Einfamilienhäuschen mit Küche beziehen. Wir fanden auch die notwendigen Möbel für die Familie und für Lores Mann eine gebrauchte Nähmaschine. Er war im polnischen Heer als Schneider für die Offiziere tätig gewesen. Das Nähen der Uniformen hatte ihm das Leben gerettet.

All seine Familienmitglieder waren deportiert und vergast worden. Lore und ihr späterer Mann hatten sich dann nach der Befreiung zufällig irgendwo an einem Straßenrand kennengelernt. Sie hatte dort weinend gesessen und nicht mehr ein noch aus gewußt. Zurück in ihr Elternhaus nach Gelsenkirchen konnte sie nicht mehr gehen. Ihre Eltern waren von dort nach Riga deportiert worden. Zwei



Familienfeier: zweite Reihe stehend, oberste Reihe: Hanna Wolf (deportiert). Dritte mittlere Reihe: Alice Wolf, meine Schwester (deportiert). Sitzend: Julius und Meta Pelz, geb. Wolf, dahinter Peter Selly Wolf, gest. 1938. Neben Meta Pelz Lina Wolff, deportiert. Paula Wolf, geb. Seligmann, gest. 1938 in Essen

polnische Offiziere hatten Lore gefunden und auf Jiddisch gefragt, warum sie weine. Es waren Juden. Sie antwortete, sie habe keine Kraft mehr, weiterzumachen. Die beiden Offiziere nahmen sie mit in ihre Wohnung. Einer von den beiden wurde später ihr Ehemann.

Schließlich hatte Lore ihren Bruder Benno gefunden, weshalb sie sich nun bei ihm und seiner Familie aufgehalten hatte. Sie wurde unsere Haushaltshilfe, und die gesamte Familie war fast ständig bei uns zu Gast. Alle Lebensmittelpakete, die gute Freunde aus den USA schickten - Care-Pakete - wurden geteilt, auch mit unserer Tochter (Kind meines Mannes aus erster Ehe), ihrem Ehemann und beider Sohn. Den Befreiungskrieg hatten wir endlich hinter uns und waren am Leben geblieben. Mit etwas gutem Willen konnte man sich in vielen menschlichen Ansprüchen einschränken.

Unsere wichtigste Aufgabe bestand in der Aufnahme und Einordnung der Geretteten aus den Vernichtungslagern, in der Gründung von neuen Kibbuzim sowie dem Aufbau eines demokratischen Regierungssystems.

Das Ende der britischen Mandatszeit 1947/48

Die britische Mandatsmacht, zu deren Bereich auch Tiberias gehört hatte, zog ab. Das Hauptquartier der Engländer war die Polizeistation auf einem Hügel gewesen, wo sich übrigens alle englischen Polizeistationen in Israel befanden.



Thea Levinsohn in der Alten Synagoge, Essen

den. Ab und zu kam es auch zu Schießereien zwischen Israelis und englischen Soldaten. Und so geschah es natürlich auch öfters, daß ein verwundeter englischer Soldat ins Hospital eingeliefert wurde, wo er ganz selbstverständlich behandelt wurde wie jeder andere Kranke. Mehrere englische Offiziere erschienen dann sofort, nachdem sie Mitteilung über die Angelegenheit bekommen hatten. Sie bestanden immer darauf, ständig Wache bei dem Verletzten zu halten, auch während chirurgischer Eingriffe. Danach wurde der Operierte von einer Militär-Ambulanz abgeholt und in ein Militär-Krankenhaus gebracht.

Der Tag des Abzugs der Engländer aus Israel war allgemein bekannt. Die jordanischen Wachposten waren bereits abgezogen worden.

Als die Besatzung die Polizeistation verlassen hatte, war die Bevölkerung von Tiberias von diesem Joch befreit.

In Tiberias hielten sich seit einiger Zeit keine arabischen Einwohner mehr auf. Die englische Besatzungsmacht hatte sie in den Libanon transportiert.

Angehörige unserer Patienten berichteten über den „Exodus“ ihrer arabischen Nachbarn, mit denen sie seit eh und je zusammengelebt hatten und die nun von den Engländern gewaltsam vertrieben worden waren.

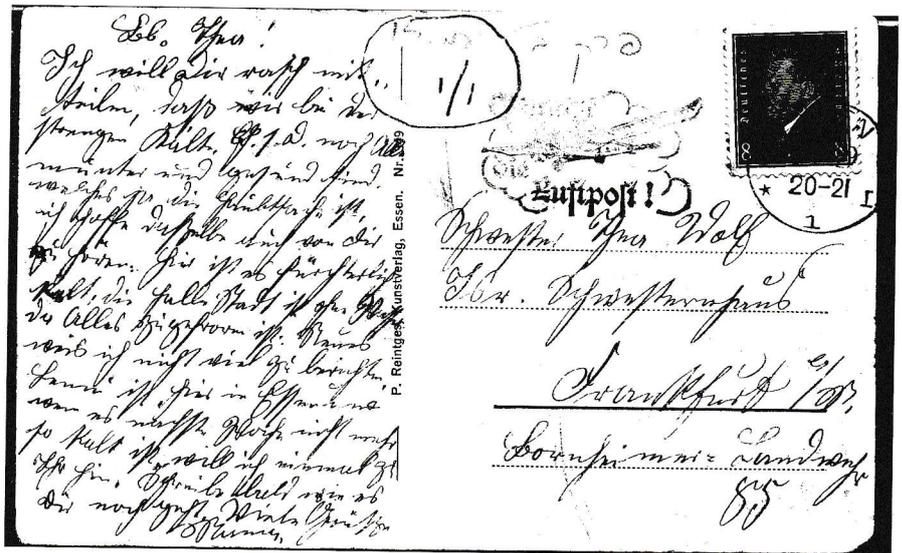
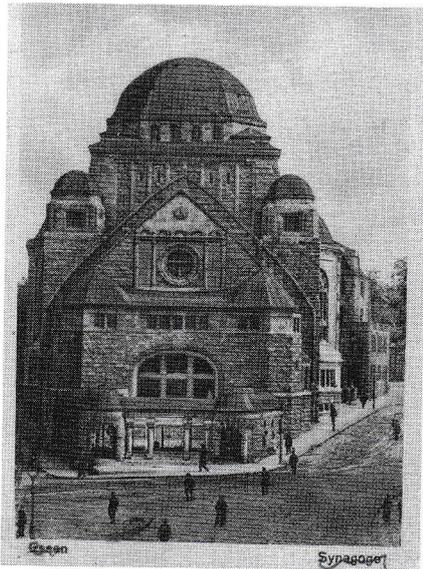
Ein Einzelschicksal

Man konnte wieder die „Friedensschublade“ öffnen und sich mit „Friedenschirurgie“ beschäftigen. Das Gesundheitsministerium schickte uns in gewissen Abständen Neueinwanderer, Ärzte mit chirurgischer Ausbildung und Erfahrung. Ihre Berufstätigkeit war allerdings durch die Kriegswirren teilweise bis zu zwölf Jahren unterbrochen worden. Während meines siebeneinhalbjährigen Einsatzes als OP-Schwester konnte eine kleine Zahl von Chirurgen bei uns wieder mit der Arbeit beginnen und bekam danach eine Anstellung in größeren Krankenhäusern im Land. Das „Schweizer Hospital“ blieb bis zu einem bestimmten Zeitpunkt eine „Einstiegsstation“.

Auch für den OP-Saal bekamen wir einen Neueinwanderer. Er hatte sich nach Shanghai gerettet, wie etwa 20.000 Juden bis zu dem Zeitpunkt, als Mussolini seinen Feldzug gegen Abessinien begonnen hatte und die Schifffahrtsgesellschaften nun italienische Soldaten nach Ost-Afrika transportieren mußten. Bei der Besetzung Shanghais durch die Japaner wurde der Stadtteil, in dem die geflüchteten Juden Zuflucht gefunden hatten, von diesen mit Ghetto-Zwangsmaßnahmen belegt. Das geschah auf Befehl Hitlers gemäß der „Achse Deutschland-Japan“.

Der Neueinwanderer war lernfreudig und anspruchslos. Man hatte sich seiner besonders angenommen. Alle seine Angehörigen hatten ein furchtbares Ende in KZ-Lagern gefunden.

Eines Nachmittags wurde ein Verletzter eingeliefert. Wir versorgten ihn mit Hilfe von Lokalanästhesie, weshalb ich mich während der Behandlung mit ihm unterhalten konnte. Er war Oberschlesier und kam aus derselben Stadt wie der neue Sanitäter. Beide kannten sich nicht nur



Ansichtskarte der Synagoge Essen. Auf der Rückseite Zeilen von meiner Mutter vor 1932

von früher, die Schwester des Patienten war zudem die erste große Liebe des Sanitäters gewesen. Sie hatte sich in die USA retten können, dort geheiratet und war inzwischen Mutter einer Tochter geworden.

Es begann sofort ein reger Briefwechsel zwischen ihr und dem Sanitäter, die sich über eine solch weite Entfernung zufällig gefunden hatten. Der Sanitäter versuchte nun, in die USA zu reisen und mußte sich zahlreichen Untersuchungen unterziehen, bevor er endlich das amerikanische Einreisevisum erhielt.

Alle Auswanderer aus Israel nach Amerika wurden bei ihrer Ankunft in New York intensiv untersucht. Bei dem Sanitäter wurde eine akute Lungentuberkulose festgestellt. Zunächst wollte man

ihn nach Israel zurückschicken. Dies konnte jedoch durch eine dringende Intervention seiner zukünftigen Frau verhindert werden. Er wurde eineinhalb Jahre lang auf einer geschlossenen Abteilung für TB-Kranke in Rhodes Island interniert und konnte dann in Amerika bleiben. Seine „Jugendliebe“ und er heirateten schließlich. Wir blieben weiter in brieflicher Verbindung, auch als ich und mein Mann ab 1954 in Essen lebten.

Als wir nach einiger Zeit keine Post mehr erhielten, ließen wir über Umwege Erkundigungen einziehen und erfuhren, daß beide kurz nacheinander gestorben waren.

Verwandtenbesuch in Köln 1953 und Aufarbeitung der Geschichte unserer Familien

Unser eigenes Familienleben verlief ungestört weiter. Sohn Rafael (Sohn meines Mannes aus erster Ehe), inzwischen Luftwaffen-Pilot, konnte uns öfter einen Blitzbesuch abstatten. Er brachte immer die Dinge mit, die gerade auf dem Schwarzmarkt zu erstehen waren. (Im November 1969, als Nasser nach dem „Sechs-Tage-Krieg“ den Abnutzungskrieg - war of attrition - gegen den Staat Israel führte, trat Rafael für kurze Zeit seinen Reservedienst an und kam nicht mehr zurück. Er hinterließ seine Frau, eine achtjährige Tochter und einen sechsjährigen Sohn. Vom Erlebnis dieser Tragik blieb mein Mann verschont. Er verstarb im März 1965.)

Ganz allmählich hatte Tiberias sein Gesicht verändert. Die Zeltstadt der irakischen und kurdischen Juden löste sich langsam auf, und ein neuer Stadtteil wurde gebaut. Die Rationierungskarten verschwanden. Wir traten eine Erholungspause an und nahmen nun die Juden Ägyptens auf, etwa 60.000. Unter der Herrschaft Nassers waren sie ihres Lebens nicht mehr sicher. Der zweite Exodus der Juden aus Ägypten begann. Eine kleine Anzahl von ihnen wanderte nach Tiberias ein und konnte sich ohne Probleme integrieren.

Unser Leben ging auf typisch israelische Weise weiter nach dem Motto: Hauptsache wir leben noch, alles andere ist nicht so schlimm! Um diese Philosophie zu bekräftigen, erneuerte ich den Briefwechsel mit meinem inzwischen wieder in Köln lebenden Onkel und seiner Tochter. Nach seiner Befreiung aus Theresienstadt war er eines Tages im Rollstuhl durch den Korridor eines Kölner Krankenhauses geschoben worden, als er seine aus Auschwitz-Birkenau gerettete todkranke Tochter wiederfand. Seine Frau und die jüngere Tochter waren in Theresienstadt ermordet, die Männer der Töchter in Auschwitz vergast worden. Ihre Namen hatte ich 1946 zufällig in Alexandrien entdeckt, als ich aufgeregt die ersten Namenslisten einer amerikanischen deutschsprachigen Zeitung las. Ich hatte mich damals sofort durch Vermittlung der zwischenzeitlich provisorisch aufgebauten Jüdischen Gemeinde in Köln mit ihnen in Verbindung gesetzt. Gute Freunde der Familie meines On-



Chefarzt der Chirurgischen Abteilung, Dr. med. Fritz Katz, Breslau, Frankfurt

kels hatten sie gesucht und gefunden und nach Entlassung aus dem Krankenhaus in ihr Haus aufgenommen.

Diese Freunde, - es waren Nichtjuden -, hatten den Onkel, seine Frau, beide Töchter und Ehemänner zum Bahnhof begleitet, als sie deportiert wurden. Sie hatten die Möbel des Arbeitszimmers meines Onkels - er war Steuerbevollmächtigter gewesen - sowie eine Menge Handarbeiten meiner Tante zu sich genommen, wurden selbst mehrmals ausgebombt, konnten aber jedesmal diese Einrichtungsgegenstände retten.

Nachdem Onkel und Tochter wieder einigermaßen hergestellt waren, wurde ihnen eine Einzimmerwohnung zur Verfügung gestellt. Diejenigen seiner Kunden, die erfahren hatten, daß er von „verzogen nach unbekannt“, wie es unter den Nazis bei Deportationen hieß, zurückgekommen war, kamen erneut als seine Mandanten. Ich hatte ihm von Ägypten aus alles schicken können, um was er mich gebeten hatte, vor allen Dingen Konserven und Briefmarken, die er gegen frisches Gemüse eintauschte, englische Banknoten u.a.

Mit Hilfe einer Anleihe war es meinem Onkel möglich, in einer neuen anderen Siedlung außerhalb Kölns ein Vierfamilienhaus zu bauen. Dorthin zogen Vater und Tochter und begannen ein neues Leben.

Ich hatte inzwischen in Tiberias geheiratet, und unsere Kölner Verwandten drängten sehr auf einen Besuch bei ihnen. Abgesehen von materiellen Problemen waren andere enorme Hindernisse zu überwinden, vor allem in psychologischer Hinsicht. Wir hatten, was Deutschland betraf, einen Schlußpunkt gesetzt. Mein Mann, geborener Königsberger, dort als Rechtsanwalt tätig gewesen, war bereits 1933 in „Schutzhaft“ genommen worden mit der Begründung, er habe immer nur Kommunisten verteidigt. Dank der Bürgschaft des dortigen Staatsanwalts war er nach acht Tagen Haft freigelassen worden mit der Auflage, Deutschland so schnell wie möglich zu verlassen. Er war im Besitz eines deutschen Passes und erhielt in Berlin sofort ein Einreisevisum nach Palästina. Seine Eltern waren bereits gestorben, einer seiner Brüder wanderte mit seiner Frau und zwei Töchtern von Oppeln nach Palästina aus, seine beiden anderen Brü-

der hatten in den Zwanziger Jahren eine der ersten Jazzkapellen in Deutschland gegründet und konnten emigrieren, die einzige Schwester wurde in Königsberg von den Nazis umgebracht.

Nur der Onkel in Köln, seine Tochter, eine Tante und Sohn, - sie allein hatten die Deportation überlebt. Niemand von unserer großen seit Jahrhunderten in Deutschland ansässigen Familie war übrig geblieben. Meine Schwester hatte man von Westerbork aus mit ihrem vierjährigen Sohn und einigen aus Mischehen stammenden Kleinkindern, die illegal aus Deutschland zu ihr nach Holland gebracht worden waren, nach Auschwitz deportiert und ermordet. Mehr war uns von Deutschland nicht geblieben! Auf inständiges Bitten meines Onkels in Köln entschlossen wir uns dennoch nach langem Zögern, ihn zu besuchen. Unsere Tochter, ihr Mann und ihr Sohn waren seit einiger Zeit in der israelischen Botschaft in Rom tätig; unser Sohn inzwischen bei EL-Al. Unter diesen Bedingungen erhielten wir ein Einreisevisum nach Italien. Ich besaß meine Geburtsurkunde aus Essen und mein Mann das Assessoren-Diplom der Universität Gleiwitz. Versehen mit diesen Dokumenten, mehreren Briefen unseres Onkels sowie unseren israelischen Pässen begaben wir uns zur Deutschen Botschaft in Rom. Es war im Juli 1953. Mein Mann bat um Ausstellung eines deutschen Passes für sich selbst und für mich aufgrund der Unterlagen, die wir vorgelegt hatten. Nach kurzer Zeit waren wir im Besitz unserer Pässe, und man wünschte eine gute Reise nach Köln und ein erfreuliches Wiedersehen mit unseren Angehörigen. Wir fragten uns, ob wir damit unsere gute israelische Staatsbürgerschaft hintergangen hatten, andererseits war der Zweck der Reise jedoch das Wiedersehen mit unseren Verwandten.

Wir landeten in Düsseldorf, da es zu diesem Zeitpunkt noch keinen vergleichbaren Flughafen in Köln gab. Die bange Frage war, ob wir uns überhaupt wiedererkennen würden. In Düsseldorf angekommen, passierten wir ohne weiteres die Paßkontrolle mit den in Rom ausgestellten deutschen Pässen.

Nach allen Erfahrungen berührte es uns als Juden gefühlsmäßig merkwürdig, daß wir von den Beamten ganz normal behandelt wurden. Sahen sie uns nicht an,

daß wir Juden waren? Beim Verlassen des Flughafens wirkte alles so, als sei nichts geschehen. Wir fragten uns vom Flughafen zum Hauptbahnhof Düsseldorf durch; jeder gab freundlich Auskunft. Träumten wir? Düsseldorf Hauptbahnhof, schließlich Köln Hauptbahnhof und das herzliche Wiedersehen mit der Cousine, die wir seit mindestens zwanzig Jahren nicht mehr gesehen hatten. Auf der gemeinsamen Fahrt in der Straßenbahn sprachen wir kaum ein Wort miteinander, vielleicht weil man zuhören könnte, über was wir redeten. Nach der Endstation Thielenbruch erreichten wir das Haus des Onkels, den wir mit Tränen in den Augen begrüßten und dem Gefühl, als wären wir erst gestern auseinandergerissen worden. Da war keine Mauer, auch nicht zwischen ihm und meinem Mann. Ebenso herzlich begrüßten uns die Mitbewohner des Hauses.

Wir blieben fünf Wochen bei Onkel und Cousine. Ab und an kam die Rede auf die Zeit vor der Deportation, aber mit keiner Silbe erwähnten die beiden Theresienstadt und Auschwitz. Auch über das Schicksal unserer großen Familie wurde kaum gesprochen. Mein Mann ging täglich zur Universität und besuchte Vorträge, deren Thematik ihn interessierte. Mit meiner Cousine unterhielt ich mich auf Spaziergängen über Israel und Tiberias, während der Onkel am Schreibtisch saß und Bilanzen und Steueranträge für seine Mandanten bearbeitete. Er war zufrieden, liebte seine Zigarre und sein Gläschen Bier.

Unser Rückreisetermin näherte sich. Ich hatte mich endlich doch schweren Herzens entschlossen, zusammen mit meinem Mann einmal nach Essen zu fahren. Es war schließlich meine „Heimatstadt“, wo ich geboren war und die Schule besucht hatte. Hier hatten die aus dem vorderen Hunsrück stammenden „Wölfe“ (aus Mandel bei Bad Kreuznach) Metzgereien besessen, ein Bruder meiner Mutter ein Schuhgeschäft, ein anderer Bruder führte gemeinsam mit ihr eine Bäckerei. Dort hatten sie beide in der Synagoge eine Doppelhochzeit gefeiert.

Mir war bekannt, daß mein Elternhaus zerbombt war. Ich kannte auch noch die Adresse der Sparkassen-Filiale, bei der die Sparkonten meiner Familie geführt worden waren. Dorthin wollte ich auf

jeden Fall gehen, um festzustellen, ob sie irgendwelche Mittel besessen hatte, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Ich wußte, daß die Metzgerei und die große Wurstfabrik meines Vaters und seines Veters in der „Kristallnacht“ total zerstört worden waren. Wir fanden schließlich die Sparkassen-Filiale, von der nur ein einziger Raum übrig geblieben war. Auf unseren Wunsch hin wurden wir sofort zum Leiter geführt, dem wir den Grund unseres Besuches vortrugen. Er glaubte wohl zunächst, nicht richtig verstanden zu haben, was wir eigentlich wollten? Juden? Hatte man ihm nicht erzählt, daß es hier keine Juden mehr gäbe? „Sie sind eine Tochter des Metzgers Wolf? Das war doch am Gänsemarkt, wenn ich mich nicht irre!“ Die Sparunterlagen dieser Kasse waren in der Tat gerettet worden, und zwar in einem Luftschutzkeller. Nach kurzer Zeit des Suchens übergab der Leiter mir das Kontoblatt meiner Eltern: Moritz Wolf und Jeanette Wolf. Vor Aufregung verschwamm die Schrift vor meinen Augen. Aber dann konnte ich lesen und sehen: Eingang: 11.000 RM, vorher ein-nige Male Ausgang: 200 RM. Und am Ende des Blattes: VERZOGEN NACH UNBEKANNT. Das war es, das Todes-siegel!

Im Jahre 1941 hatte ich einen Brief über das Internationale Rote Kreuz von meinen Verwandten in Sydney erhalten, in dem sie mir mitteilten, daß meine Eltern nach Lodz deportiert worden waren und daß sie dringend gebeten hätten, ihnen Lebensmittelpakete zu schicken. Ich hatte genug von Essen, wir fuhren zurück nach Köln.

Ich kann mich leider nicht erinnern, wann ich die letzte Nachricht von meinen Eltern aus Essen erhalten hatte, da ich meine gesamte persönliche Korrespondenz verbrannt hatte, bevor englische Polizei in meinem Zimmer im Krankenhaus der Jüdischen Gemeinde in Alexandria Hausdurchsuchung gemacht hatte. Sogar die Matratzen schlitzten sie auf und wollten mich als „deutsche Spionin“ festnehmen, was ihnen dank des energischen Eingreifens von Prinzessin Amina Toussoum nicht gelang. Sie war seit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges als Volontärin im Hospital tätig gewesen. Dies ereignete sich, als Rommel vor El-Alamein stand.

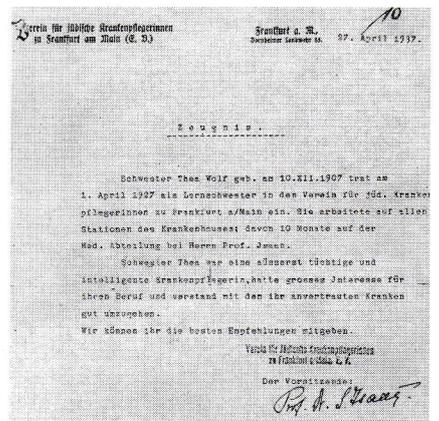
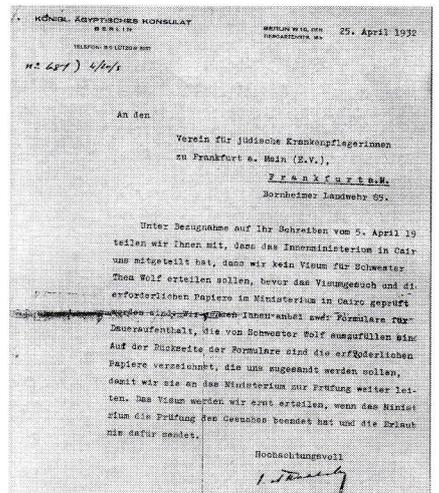
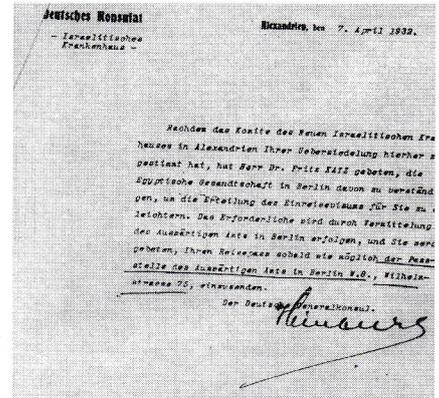
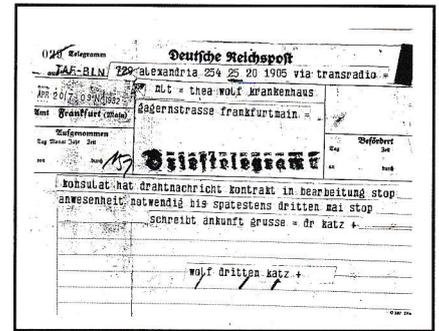
Nach fünf Wochen Aufenthalt bei unseren Verwandten in Deutschland reisten wir wieder ab. Es war zwischen uns und ihnen klar, daß sie nicht bereit waren, nach Israel zu gehen und wir nicht die Absicht hatten, Israel zu verlassen. Zurück in Tiberias gingen wir unserer gewohnten Tätigkeit nach.

Rückkehr nach Essen für zehn Jahre, Aufbau und Funktion unserer Anwaltskanzlei

Und dann machte plötzlich ein undenkbares Ereignis Weltgeschichte: Bundeskanzler Adenauer traf sich insgeheim mit Ben-Gurion, unserem Ministerpräsidenten! Das Zusammentreffen dieser beiden Persönlichkeiten hatte die Gesetzgebung zur Wiedergutmachung durch finanzielle Entschädigung der Opfer, die durch das Nazi-Regime geschädigt worden waren, zum Ziel. In allen Bundesländern wurden Behörden zur Bearbeitung von Wiedergutmachungsanträgen eingerichtet, und in Deutschland wieder zugelassene Rechtsanwälte übernahmen die Durchsetzung von Entschädigungsansprüchen.

Mein Mann wurde von vielen Seiten gedrängt, seine Wiedereinstellung als Rechtsanwalt zu beantragen und sich für zwei Jahre in Deutschland niederzulassen, um die Vertretung von Antragsstellern zu übernehmen. Nach langen Überlegungen gaben wir dem Drängen nach. Schon allein der Gedanke, den Mitgliedern seiner und den wenigen meiner Familie in dieser Beziehung behilflich sein zu können, motivierte uns zu diesem Schritt.

Die Wiedereinstellung meines Mannes als Rechtsanwalt wurde ohne jegliche Hinderung genehmigt. Man hatte sogar seine Akten aus Königsberg im Justizministerium in Bonn zur Hand. Unter seinen Unterlagen befand sich noch eine Bescheinigung darüber, daß er als freiwilliger Soldat im Ersten Weltkrieg gedient hatte. Von deutsch-jüdischer Seite wurde ihm geraten, sich in Essen niederzulassen. Was hätte ich anders dazu sagen können als das, was Ruth in Vorzeiten zu Boas sagte: „Wo du hingehst, will auch ich hingehen!“ Wir nahmen Abschied von Tiberias und begaben uns auf einen uns unbekanntem Weg. Während dieser zwei Jahre wollten wir zwar nicht



- 1.) Briefe/telegramm an Thea Wolf von Dr. Katz
- 2.) Brief vom Deutschen Konsulat, Alexandria, 7. April 1932
- 3.) Brief vom Königlich-Ägyptischen Konsulat, Berlin, 25. April 1932
- 4.) Zeugnis von Prof. Dr. Isaak, Frankfurt, 27. April 1937

Dr. ERITZ KATZ
CHIRURGE EN CHEF
DE L'HOSPITAL HENRIETTA
BOONSTEDT

1. III. 1947

Im März 1932 wurde ich nach Alexandria
berufen & wurde mit der Einrichtung &
Organisation des neuen Krankenhauses
der jüdischen Gemeinde beauftragt.

Ich engagierte Schwester Thea Wolf
aus Bruchsal, weil ich sie schon vom
Frankfurt-Tour als besonders talentierte
& intelligente Schwester schätzen gelernt
habe.

In der Zeit vom Mai 1932 bis Juli machte
sie mir den Operationsaal komplett ein,
engagierte das gesamte Personal & organi-
sierte den ganzen Krankenhaus-Betrieb.

Schwester Thea ist eine hervorragende
Leiterin des Operationsaals, die mir bei den
schwierigsten Operationen assistiert hat.

X 170 Seiten
** 10 1000 Spalten, 1. Jahrg.

Gleichzeitig bewährte sie sich ausserordentlich
als Oberärztin der Abteilung, bis es gelang
ein gutes Schwestermaterial heranzuführen.
Heutiges ist besonders anzuerkennen, da
in Schwesterin. Dienst sehr französisch,
englisch und arabisch sprachig. Ihr selbstgef. &
Sparsamkeit kam ihr dabei besonders
gut zustatten.

Infolge ihrer besonderen Reliabilität &
Vertrauenswürdigkeit arbeitete sie gleich-
zeitig für mich als Privatsekretärin, dabei
hat sie sich sowohl im Verkehr mit meinen
Privatpatienten & Assistenten in oft
delikatilen Situationen auszeichnet
bewährt.

Thea Wolf ist die beste Schwester, die ich
je gekannt habe, bis wegen ihrer Krankheit
& ihres ungenügenden Verständnisses & ich habe es
aufrichtig bedauert, dass sie auf eigenes Verlangen

am 1. 8. 1944 den Krankenhaus-Betrieb
übernahm. Ihre Anwesenheit war ausser-
ordentlich wertvoll, zumal durch drei neue
Krankpfleger ersetzt werden. Bis zum 1. 8. 1946
arbeitete Schwester Thea noch für mich
privat weiter. Auch in diesem neuen
Fortifikationsfeld konnte ich wiederum ihre
allgemeine Betriebsamkeit & Eleganz
mit in Cairo bei Abu & Reich feststellen.

Mein aufrichtigsten Wünsche
bestehen Schwester Thea Wolf
auf ihrem weiteren Lebensweg.

Dr. Fritz Katz

Zeugnis von Dr. Katz vom 1. 3. 1947

direkt in „Feindesland“ leben, wollten
andererseits aber auf keinen Fall deut-
sche Kontakte, außer den notwendig-
sten. An Verwandten hatten wir ja den
Onkel und seine Tochter in Köln sowie
eine Tante mit Sohn und Schwiegertoch-
ter im Sauerland. Wir wollten uns nur
unserer Aufgabe widmen. Es stellte sich
aber schnell heraus, daß dieser Vorsatz
nicht durchführbar war; eigentlich schon
ab dem ersten Tag unserer Ankunft in
Essen, Oktober 1954.

Wir fanden eine provisorische Unter-
kunft in einem kleinen Hotel, deren jun-
ge Besitzerin uns aufnahm, als gehörten
wir zur Familie. Als wir später in einen
Neubau in der Nähe einzogen, begleitete
sie mich zu jedem Einkauf, gab mir gute
Ratschläge und wollte unbedingt, daß
wir unser Mittagessen bei ihr einnehmen
sollten, was wir jedoch ablehnten. Wir
blieben weiter mit ihr in freundschaftli-
cher Verbindung und brachten Antrag-
steller aus dem Ausland bei ihr unter. Als
wir später eine größere Wohnung bezo-
gen, mieteten wir zugleich eine Wohn-
ung für solche Antragsteller, die mit
Widerwillen nach Deutschland kamen.

Wir hatten uns vorgenommen, die drin-
gendsten Entschädigungsfälle sofort in
Bearbeitung zu nehmen, z.B. den Fall
von Lore aus Tiberias. Wir korrespon-
dierten viel und lernten, die für einen
Antrag erforderlichen Unterlagen von
den verschiedensten Behörden zu einzu-
holen und wunderten uns jedesmal, wenn
wir eine positive Antwort erhielten. Trotz
Kriegszerstörung und Bombenhagel war
alles vorhanden, was wir benötigten.
Mein Mann sprach bei den jeweiligen
Entschädigungsämtern vor, und wir hat-
ten das Gefühl, eine sehr gute, obschon
mit viel Leid überschattete Tätigkeit aus-
zuüben. Das erleichterte unser „Exil-
Dasein“ fürs erste.

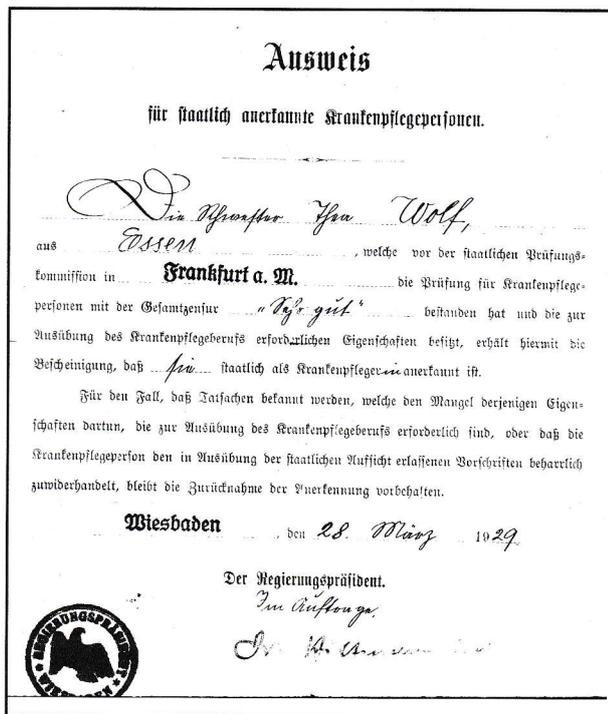
Als geborene Essenerin meldete ich mich
natürlich auch zusammen mit meinem
Mann bei der dortigen Jüdischen Ge-
meinde. Außer einem Ehepaar waren die
wenigen Mitglieder keine früheren Ess-
sener. Sie machten auf uns den Eindruck
von deprimierender Armseligkeit. Als
mein Mann und ich am Vorabend des
Jom-Kippur-Fasttages am Gottesdienst
teilnahmen, - er fand in einem Zimmer
der total zertrümmerten Synagoge statt -
wurde ich ohnmächtig. Dies war das

Ende unserer Teilnahme am Leben der
Jüdischen Gemeinde. Wir übernahmen
jedoch weiterhin die Bearbeitung von
BEG-Ansprüchen einiger Mitglieder der
Gemeinde, in erster Linie die Sozialfäl-
le. Mein Mann wurde z.B. Vormund von
vier kleinen unmündigen Kindern und
deren Mutter. Der Vater war Vorbeter in
der Gemeinde gewesen. Er starb an Lun-
genkrebs, seine Frau war Holocaust-
Überlebende.

Ein anderes männliches Mitglied der
Jüdischen Gemeinde, schwer herzkrank,
hatte in einem KZ-Lager zufällig über-
lebt, kam jeden Morgen mit der Straßen-
bahn zu uns gefahren, nahm bei uns ein
Frühstück ein, las die Zeitung und ging
dann weg. Ein einziges Mal hatte er eine
Greuelgeschichte aus dem KZ erzählt.
Eines Vormittags rief die Kriminalpoli-
zei bei uns an und berichtete, - sie hatte
auf einem Zettel in seiner Anzugtasche
unsere Adresse gefunden - er sei in der
Straßenbahn gestorben. Er hatte all sei-
ne Angehörigen verloren und wurde auf
dem Jüdischen Friedhof beerdigt.

Wegen zunehmender Büroarbeit ent-
schlossen wir uns schweren Herzens,
eine Haushaltshilfe einzustellen. Es mel-
dete sich eine junge Frau, der wir erklär-
ten, daß wir Juden seien und nur für eine
begrenzte Zeit in Deutschland bleiben
wollten. Sie sagte daraufhin: „Wissen
sie, Herr Doktor, bis alles losging, habe
ich bei Juden gearbeitet. Ich will schon
morgen anfangen.“ Maria kam schon
am nächsten Tag, sie blieb uns treu bis
zum Tag unserer Rückkehr nach Israel,
binahe zehn Jahre lang. Bis zu ihrem
Tod
besuchte ich sie jedesmal, wenn ich nach
Essen reiste.

Einmal pro Woche ging ich zum Rütten-
scheider Gemüsemarkt. Ich kaufte im-
mer an demselben Stand ein, da die
Gemüsefrau mir irgendwie sympathisch
war. Eines Tages, als ich zufällig allein
bei ihr stand, neigte sie sich zu mir und
sagte im Flüsterton: „Wissen sie, ich bin
auch eine von ihnen. Hier weiß man das
aber nicht. Mein Mann hatte mich die
ganze Zeit versteckt gehalten. Wir ha-
ben auch einen Sohn.“ Es war wohl das
Zugehörigkeitsgefühl, das mich zu ihr
geführt hatte.



Mein Ausweis als staatlich anerkannte Krankenschwester, Wiesbaden, 28. März 1929

Mysteriöse Lebensrettung meines Onkels und seiner Frau

Meinen Verwandten in Sydney hatte ich inzwischen mitgeteilt, daß wir uns in Essen zur Bearbeitung von Wiedergutmachungsansprüchen niedergelassen hätten. Der Onkel war der bereits erwähnte Bruder meines Vaters; seine Frau war die Schwester meiner Mutter. Die Reaktion auf die Mitteilung war ein Telegramm folgenden Inhalts: „Geht beide so bald wie möglich zum Katasteramt am Landgericht und fragt nach dem Justizbeamten K.“ Wir mußten natürlich dieser Bitte nachgehen. In der Tat trafen wir den genannten Justizbeamten am Landgericht an und mein Mann übergab ihm das Telegramm mit den Worten: „Hermann Wolf, der früher in Borbeck lebte, hat uns gebeten, ihnen das Telegramm auszuhändigen. Er ist der Onkel meiner Frau.“ Herr K. las das Telegramm und war äußerst erstaunt. Onkel, Tante und er hatten ein gemeinsames Erlebnis gehabt. Es stellte sich heraus, daß er ebenfalls in Borbeck gelebt und man ihm wegen seiner Tätigkeit im Einwohnermeldeamt die „braune Uniform“ angezogen hatte. Eines Tages lag auf seinem Schreibtisch die Mitteilung: Hermann Wolf und Flora, geb. Schwarz. Das bedeutete ihre Deportation. Die Metzgerei war bereits in der „Kristallnacht“ zerstört worden. Herr K. wußte,

daß die meisten ehemaligen Kunden einfache Bergarbeiter mit vielen Kindern gewesen waren, die selten den vollen Preis bezahlen konnten und deren Kinder z.B. zu Kommunion und Konfirmation von der Metzgerfamilie eingekleidet wurden. Er mußte die Deportation verhindern! An das Wohnhaus der Metzgerfamilie schloß sich ein unbebautes Gelände an. Der Beamte schlich sich eines Nachts an die Hintertür und flüsterte eindringlich: „Erschrecken sie nicht, machen sie kein Licht. Sie müssen so schnell wie möglich von hier fort.

Nehmen sie eine Leiter und klettern sie durch

die Hintertür auf die kleine Mauer. Springen sie hinunter auf das freie Gelände und laufen dann so schnell wie möglich weg. Befestigen sie auf der letzten Sprosse ein kleines weisses Tuch, damit ich weiß, daß sie fort sind.“

Nach 1945 hatte er eines Tages einen Brief von Hermann Wolf aus Sydney erhalten. Dieser berichtete, daß er in jener Nacht mit seiner Frau von Borbeck zu Fuß zum Essener Hauptbahnhof geflohen war. Von dort waren sie nach Rotterdam zu Jean, ihrem langjährigen Gesellen, gefahren. Er war Holländer und hatte Borbeck schon 1933 verlassen.

Mein Onkel hat seinen einstigen Retter entnazifiziert. Dieser wurde wieder auf seiner früheren Position im Essener Katasteramt eingesetzt.

Im August 1939 erhielt ich als Krankenschwester in Alexandrien von meinem Neffen Alfred eine Mitteilung, daß die Eltern an einem bestimmten Tag (auf der Flucht nach Sydney) in Port-Said Aufenthalt hätten, und zwar zwischen zwölf und sechs Uhr nachts. Er selbst befand sich zu diesem Zeitpunkt auf einer abenteuerlichen Flucht von Essen nach Barcelona, um mit einem Frachtschiff nach Sydney zu gelangen. Als Krankenschwester war ich im Besitz einer unbegrenz-

ten Erlaubnis, Flüchtlingsschiffe zu betreten, die auf der Fahrt nach Shanghai unterwegs zu einem Zwischenaufenthalt anlegten. Ich verbrachte daher eine ganze Nacht mit Onkel und Tante im Speisesaal des holländischen Auswandererschiffes, der sich allmählich mit Neugierigen füllte. Alle wollten eine Verwandte von Wolfs, die im Jüdischen Krankenhaus beschäftigt war, sehen. Meine Verwandten kamen wohlbehalten in Sydney an, waren gerettet und lebten dort bis ins hohe Alter.

Ein durch Zufall positiv entschiedener Rückerstattungsantrag

Unsere Kanzlei vergrößerte sich mit der Zeit auf acht juristische Angestellte und Sekretärinnen, die bis zur Aufgabe derselben bei uns blieben. Die meisten unserer Mandanten lebten im Ausland, nämlich in: USA, Argentinien, Brasilien, Uruguay, Paraguay, Kanada, Rhodesien, Südafrika, Israel, Belgien, Holland, Frankreich, Schweiz usw. Nur eine unserer Angestellten wurde mit dem Leid, das aus den Akten ersichtlich und unseren Mandanten als ehemaligen Juden zugefügt worden war, nicht fertig und verließ uns frühzeitig.

Gewöhnlich legte ich dem Sozios meines Mannes morgens die Terminakten auf den Schreibtisch, damit er sie sofort zur Hand hatte. Fast täglich waren Termine am Land- oder Amtsgericht in Essen, aber auch in Münster oder Dortmund wahrzunehmen, besonders wenn es sich um Rückerstattungsansprüche handelte.

Eines Morgens bat Herr Sch. mich, zu ihm zu kommen. Er hatte einen Termin in Dortmund einzuhalten, da ein Rückerstattungsantrag abgelehnt worden war. Zur Begründung war Unglaubwürdigkeit der von der Antragstellerin gemachten Angaben beschieden worden. Ich ging die eidesstattliche Versicherung durch. Die Antragstellerin hatte vermerkt, sie sei in einem „Judenhaus“, „Horst-Wessel-Straße“ Nr. 116 einquartiert gewesen. Ich traute meinen Augen nicht, denn dieses Haus war im Besitz meiner Eltern gewesen. Bis zur Umbenennung hieß sie Limbeckerstraße 116. Meine Eltern hatten das Haus nach ihrer Heirat 1907 gekauft. Die Beschreibung des Hauses und seiner Einrichtung traf völlig zu.

Die Situation war gerettet. Ich gab eine eidesstattliche Erklärung darüber ab, daß die Beschreibung, was die Unterstellung der Möbel der Mandantin betraf, glaubwürdig sei. Sie lebte in Sydney und war während des 3. Reiches, wie viele jüdische Familien, die in Kleinstädten gelebt hatten, in eine Großstadt wie Essen umgezogen. Ich erfuhr erst viele Jahre später, daß meine Eltern bis zu ihrer Deportierung nach Lodz ihre Schlafräume und ihr unbenutztes Ladenlokal abgegeben hatten.

Bearbeitung verschiedenster Anträge

Metzgerei und Wurstfabrik hatte mein Vater zusammen mit einem Vetter am Gänsemarkt betrieben. Sie war um 1870 von einem Onkel meines Vaters, Emmanuel Wolf - am 11.02.1841 in Mandel bei Bad Kreuznach geboren - gegründet worden. In der Reichspogromnacht war die gesamte Einrichtung des Ladenlokals und der Wurstfabrik zerschlagen worden. Auch ein Foto, auf dem der Onkel als Soldat zu sehen war, fiel der Zerstörung zum Opfer. Es wurde mir berichtet, daß mein Vater und sein Vetter von der Inhaberin des Lebensmittelgeschäftes, das sich gegenüber der Metzgerei befand, vorübergehend vor den Schlägertrupps gerettet worden waren.

Im Laufe der Zeit hatten wir uns auf ein bestimmtes Entschädigungsgebiet spezialisiert. Mein Mann reiste gerne herum. Seine besondere Vorliebe galt den juristischen Behörden, Entschädigungsämtern, Amts- und Landgerichten, bei denen Anträge unserer Mandanten bearbeitet wurden. Die wahre Sachlage war vielen Beamten, deren beruflicher Werdegang hauptsächlich im 3. Reich lag, unbekannt, und aus Nichtkenntnis der tatsächlichen Untaten lehnten sie viele Anträge ab; meistens mit der Begründung, daß nicht genügend Beweise vorgebracht worden seien, wie z.B. Dokumente von Behörden, ärztliche Atteste usw. Die persönliche Intervention meines Mannes bewirkte meistens eine Überprüfung, die mit einer positiven Entscheidung endete. Solche Erfolge unserer gemeinsamen Anstrengungen ermunterten uns immer wieder von neuem, weiterzumachen.

Alljährlich am 08. November, an dem Tag, an dem die Synagogen in Brand

gesteckt worden waren, luden wir alle unsere Angestellten ein. Mein Mann nahm dies zum Anlaß über aktuelle Themen zu sprechen. So kam während eines solchen Zusammenseins auch das Treffen Bundeskanzler Adenauers mit Stalin zur Sprache, bei dem Adenauer die Freilassung von 5000 noch gefangenen deutschen Soldaten erreichte.

Auch nach Essen kamen ehemalige Gefangene zurück. Manche von ihnen mußten feststellen, daß ihre Ehefrauen inzwischen andere Männer hatten. Die enttäuschten Ehemänner reichten die Scheidung ein. So kamen einige von ihnen zu uns mit der Bitte, sie bei Gericht zu vertreten. Meinem Mann waren diese Angelegenheiten nicht gerade sympathisch, so daß er die Bearbeitung seinem Sozium übergab. Einige unserer Angestellten hatten bei der Berichterstattung der Kläger folgende merkwürdige Beobachtungen gemacht: Die Zurückgekehrten erzählten oft, daß jüdische Ärztinnen sie bei Verwundungen besonders gut behandelt hätten. Wir fragten uns, welches Motiv hinter dieser Aussage stecken könnte, bis wir des Rätsels Lösung fanden. Unter den Antragstellern kursierte der Ratschlag, sich an einen jüdischen Anwalt zu wenden, da er die Klage auf Ehescheidung mit größerem Engagement bearbeiten werde, wenn der Kläger vortrage: „Eine jüdische Ärztin hat mir das Leben gerettet.“

**Haftentlassung von Dr. Katz
Jüdisches Krankenhaus in Alexandria**

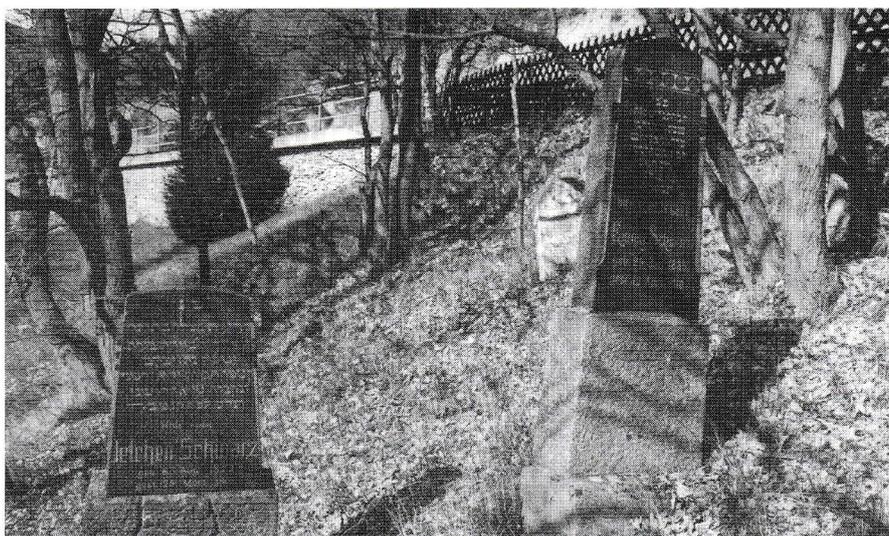
Mein Mann war immer bepackt mit Zeitungen, wenn er aus der Stadt zurück-

kam, besonders an Samstagen. Als ich eines Tages im Januar 1960 die Frankfurter Allgemeine durchblätterte, stieß ich auf folgende kurze Mitteilung: Der deutsch-jüdische Arzt Dr. med. Fritz Katz, Leiter des Krankenhauses der Jüdischen Gemeinde in Ägypten/Alexandrien, ist von den ägyptischen Behörden verhaftet worden. Er wird verdächtigt, Spionage für Israel betrieben zu haben. - Ich war außer mir, erzählte meinem Mann von der Nachricht, die ihn zunächst skeptisch stimmte. Ich hatte Informationen gefunden, die mir Anlaß gaben, etwas zu unternehmen. Am folgenden Montag fuhr ich sofort nach Bonn, um jemandem vom Außenministerium der Abteilung Ägypten diese Angelegenheit vorzutragen. Ich wußte, daß Dr. Katz seine deutsche Staatsbürgerschaft, die allen deutschen Bürgern jüdischen Glaubens während des 3. Reichs aberkannt worden war, wieder erlangt hatte. Die deutsche Botschaft in Kairo mußte vor allen Dingen über den Vorfall informiert und aufgefordert werden, bei den zuständigen ägyptischen Behörden vorstellig zu werden.

Es war mir klar, daß die Anklage der Spionage nur ein Vorwand war. Eine so anerkannte Persönlichkeit wie Dr. Katz interessierte sich nur für seine chirurgische Tätigkeit, von Spionage verstand er mit Sicherheit nichts. Gamal Abdel Nasser hatte sogleich nach seiner Machtergreifung und der Vertreibung von König Farouk und seinem Hofstaat mit der Ausweisung ausländischer Staatsangehöriger begonnen wie: Griechen, Franzosen und besonders derjenigen Juden, die unter fremdem Staatsschutz standen.



Feier des Jüdischen Neujahrsfestes 1934. Teil-Aufnahme im Krankenhaus der Jüdischen Gemeinde, Alexandria



Auf dem jüdischen Friedhof von Argenschwang, Grabsteine als Mahnmale. Hier fanden viele Verwandte von Thea Levinsohn ihre letzte Ruhestätte

Dies betraf die meisten Juden. Obschon sie seit Jahrtausenden in Ägypten gelebt hatten, besaßen sie keine ägyptische Staatsangehörigkeit. Sie waren jedoch voll integriert. Es handelte sich insgesamt um eine Anzahl von etwa 150.000, die in Kairo, Alexandrien, Damanhur, Tanta, Benha usw. lebten.

Dr. Katz mußte Nasser einfach ein Dorn im Auge sein, und außerdem würde das Krankenhaus infolge seiner Verhaftung „vaterlos“, es würde geschlossen und nach bekanntem Muster zu einem Spottpreis verkauft werden. Ich fuhr nach Bonn zum Außenministerium und wurde ohne vorherige Anmeldung zu einem Ministerialrat geführt. Neben der Frankfurter Allgemeinen hatte ich sämtliches Material, das ich noch aus Ägypten besaß, mitgebracht und drängte auf sofortige Haftentlassung von Dr. Katz. In Bonn war von der Angelegenheit noch nichts bekannt. Man versprach mir, sich damit zu befassen und mich auf dem laufenden zu halten. Zurück in Essen wartete ich mit Ungeduld auf Nachricht, da mir die Verhältnisse in ägyptischen Gefängnissen durch Berichte bekannt waren. Nach einer Woche des Wartens begab ich mich noch einige Male nach Bonn und wurde immer mit der Aussage getröstet, die Angelegenheit sei in Bearbeitung.

Und dann las ich erneut in der Frankfurter Allgemeinen, daß Dr. Fritz Katz wegen Spionage für Israel von einem ägyptischen Gericht zum Tode verurteilt worden sei, daß das Urteil aber in lebenslänglich Zuchthausaufenthalt und

Zwangsarbeit geändert worden wäre. Ich hatte zwischenzeitlich auch andere einflußreiche Leute über den Vorfall informiert. Eines Tages las ich in der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung, daß der Entwicklungsminister Ägyptens zu einem Staatsbesuch nach Bonn kommen werde. Auch sein Name wurde genannt. Es war derselbe Name, der in meiner Fahrerlaubnis aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs zur Benutzung einer Morris-Minor, die ich während der Bombardierung Alexandriens benutzte, stand.

Ich fuhr nach Bonn, ausgestattet mit dem so wichtigen „Ausweis“ und wurde erneut sehr geduldig von demselben Ministerialrat empfangen, dem ich zum xten Mal mein Anliegen vortrug. Er fragte mich: „Haben sie einen Vorschlag zu machen?“ „Ja, das habe ich“, war meine Antwort. „Es ist allgemein üblich, einen hohen Gast nach Abschluß eines Vertrages zu einer Cocktail-Party einzuladen.“ Es handelte sich in diesem Fall um eine Spende der BRD für die Entwicklungshilfe Ägyptens. „Bitte laden Sie mich dazu ein! Der Minister kennt mich wahrscheinlich persönlich oder aber unser ehemaliges Hospital. Ich kann mich dann an ihn wenden und ihn um eine kurze Unterhaltung bitten, was er bestimmt nicht ablehnen wird. Das ägyptische Volk ist jedem gegenüber von einer ganz besonderen Freundlichkeit.“ Er verließ das Zimmer, um sich zu beraten und kam mit einem Herrn zurück, der mich bat, mit ihm zu einer anderen Abteilung zu kommen. Ich wurde einem Dr. N. vorgestellt, dem ich die Angelegenheit vortrug, da er darüber selbstverständlich nicht infor-

miert war. Am Ende meines Berichts fragte er mich, ob ich die Ehefrau von Dr. Katz sei. Ich erklärte ihm, daß ich Oberschwester des OP-Saals im Jüdischen Krankenhaus in Alexandrien gewesen sei und ebenso vor dieser Zeit in Frankfurt mit Dr. Katz zusammengearbeitet hätte. Außerdem unterrichtete ich ihn über unsere sonstige „Aufgabe“ in Deutschland und daß wir vorhätten, nach Israel zurückzugehen.

Im Verlaufe des Gesprächs war ihm mein tadelloses rheinisches Deutsch aufgefallen. Ich erzählte ihm, daß ich selbst Essenerin sei und mein Mann aus Königsberg stamme. Er sei besonders stolz darauf, die gleiche Schule wie ehemals Kant besucht zu haben. Das treffe auch auf seinen Schwiegersohn zu. „Wie heißt denn Ihr Schwiegersohn?“ fragte Dr. N. interessiert. „denn auch ich bin ein geborener Königsberger.“ Ich nannte dessen Namen, und er stellte fest, daß er mit seinem Bruder in dieselbe Klasse gegangen war. Er erzählte weiter, daß er im Zweiten Weltkrieg in Rußland verwundet und in russische Gefangenschaft geraten war. Welch ein Zufall! Herr Dr. N. versicherte mir, die Angelegenheit der zuständigen Stelle vorzutragen, und zwar im Zusammenhang mit dem Besuch des ägyptischen Entwicklungsministers.

Zurück in Essen feierte ich mit meinem Mann und unserem Personal schon die Befreiung von Dr. Katz. Ich benachrichtigte seine Schwester in Jerusalem und schlug ihr vor, nach Zürich zu kommen, da ich sicher war, daß er dort landen würde, zumal ich diese Bitte selbst vorgebracht hatte. Einige Zeitungen berichteten, daß die Verhandlungen mit dem ägyptischen Entwicklungsminister sehr positiv verlaufen wären.

Eines Tages erreichte uns in der Tat ein Telefonanruf von Dr. Katz aus Zürich. „Ich bin in Zürich und sehr müde“, war seine kurze Mitteilung. „Bitte besuchen Sie und Ihr Mann mich kurz.“ Dies taten wir auch. Man sah ihm die 18 Monate Gefängnis an. Er kränkelte, war unruhig, vollkommen entwurzelt und reiste später von einem Freund zum andern. In Athen wurde er bettlägerig und mußte ins Krankenhaus eingeliefert werden. Gute Freunde pflegten ihn; es waren Griechen, die Ägypten verlassen hatten. Nach langem Leiden starb er und wurde auf dem Jüdischen Friedhof in Athen



Der jüdische Friedhof Mandel, von Osten nach Westen. Auf vielen Grabsteinen stehen die Namen von Thea Levinsohns Vorfahren

beerdigt. Er war unter der Bedingung freigelassen worden, niemals ein Wort über die Zeit in den verschiedenen Gefängnissen zu verlieren. Zur Erinnerung an ihn habe ich gemeinsam mit einigen wenigen Freunden aus unserer Frankfurter Zeit in den Bergen Jerusalems einen Hain für ihn gestiftet.

Außergewöhnliche Besucher bei uns in Essen

Inzwischen waren wir bereits sechs Jahre „draußen“ in Deutschland. Niemals hatten wir uns vorstellen können, länger als zwei Jahre fortzubleiben. Unser Sohn, Flugkapitän bei EL-AL, besuchte uns sooft er konnte. Auch besuchten uns die Zwillingbrüder meines Mannes, die sich seit der Nazizeit und der Flucht des einen über Paris nach Paraguay und des anderen nach Shanghai nicht mehr gesehen hatten. Ab und zu kamen auch Freundinnen aus der Essener Zeit, die nun in den USA lebten.

Mit einer Freundin namens Elfriede hatte ich sogar während meiner Zeit in Alexandrien in Verbindung gestanden. Sie konnte sich schon 1934 mit ihrer Familie nach Holland retten und hatte mir ausführlich über ihre Untergrund-Existenz während der Besatzung Amsterdams berichtet. Ihre Eltern und ihr Bruder wurden von dort schon sterbenskrank noch deportiert worden. Von ihr erfuhr ich auch über das Schicksal mei-

ner Schwester und deren vierjährigem Sohn. Später lebte Elfriede in Chicago. Sie war noch sehr von dem belastet, was sie und ihre Familie erlitten hatten. Nach langen Bemühungen konnte ich sie endlich dazu bringen, uns zu besuchen. Alle unsere Angestellten sowie ehemalige Freunde ihrer Familie waren über ihr Schicksal informiert und bereit zu helfen. Wir hatten auch bereits positive Wiedergutmachungsbescheide für sie erreicht.

Sie machte nach ihrer Ankunft zunächst einen ausgeglichenen Eindruck, wollte aber auf keinen Fall die Wohnung verlassen. Erst nach einigen Tagen war es ihr möglich, von früheren Bekannten besucht zu werden. Es wurde über ihre Flugreise und dergleichen gesprochen, allerdings mit keinem Wort über ihre Erlebnisse im 3. Reich.

Elfriede blieb zwei Monate bei uns, half auch hier und da im Haushalt oder in der Kanzlei. Nach Abfassung ihres Testaments, das sie uns in einem Umschlag übergab, wollte sie zurück nach Chicago gehen. Unterwegs erkrankte sie in Zürich so sehr, daß sie ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte, wo ich sie auch einmal besuchte. Kaum wiederhergestellt, flog sie nach den USA, antwortete jedoch auf keine Post, und nach einiger Zeit erhielten wir die Mitteilung, daß sie gestorben sei. Unsere Nachforschungen ergaben, daß sie sich das Leben genommen hatte. Die jahrelange

Flucht von einem Versteck ins andere während der Besatzungszeit durch die Nazis hatte ihr psychisches Gleichgewicht zerstört.

Das Wenige, das sie mir ab und zu berichtet hatte, war schon ein Übermaß an Qual. Dazu kam ihrerseits die Vorstellung, ihr Bruder sei auf dem Transport von Amsterdam in ein KZ-Lager, wahrscheinlich bei Breslau, aus dem Zug gesprungen und würde sich vermutlich irgendwo in Rußland illegal aufhalten. Sie wartete wohl ständig, bis es keine Hoffnung mehr gab, ihn wiederzusehen.

Unseren Hausvermieter hatten wir nur beim Ankauf der Wohnung kennengelernt, ansonsten verständigten wir uns ausschließlich telefonisch. Eines Tages klingelte es an unserer Wohnungstür, vor der unser Hausherr stand. Er wollte sich einige Minuten privat mit uns unterhalten. Es war in jüngster Zeit öfters vorgekommen, daß Fremde läuteten, meinen Mann sprechen wollten und fragten: „Wo waren Sie im 3. Reich?“

Unser Hausbesitzer stellte jedoch eine ganz andere Frage, und zwar an mich: „Entschuldigen sie, Frau Levinsohn, kommen sie aus einem der nordischen Länder?“ - „Aber nein, wir sind Juden. Wir kommen aus Israel und wollen auch wieder dorthin zurück“. Für ihn hörte sich der Name Levinsohn wohl nordisch an. Er war sprachlos, da wir wohl die ersten Juden waren, denen er begegnete. Er besaß höhere Schulbildung; sein Vater war Mitglied der National-Deutschen Partei gewesen. Im Zweiten Weltkrieg hatte ersterer als Offizier gedient und war verwundet aus Rußland zurückgekehrt. Nach unserem Gespräch verabschiedete er sich spontan und ging. Ich berichtete meinem Mann von der Unterredung, und wir kamen zu dem Ergebnis, daß unser Hausherr wohl angenommen hatte, es gäbe keine Juden mehr.

Am Abend desselben Tages rief er bei uns an und fragte, bei wem er in Essen Hebräischunterricht nehmen und jüdische Geschichte lernen könne. Wir teilten ihm eine Adresse mit. Gemeinsam mit seiner Frau und seinem Sohn hielt er sich bereits einige Male hier in Israel auf und hat sich später als treuer Freund unserer Familie erwiesen. Ihr Zuhause ist nach meiner Rückkehr nach Jerusalem 1965 auch mein Zuhause geworden,



Der älteste Teil des jüdischen Friedhofs in Seibersbach. Hier befindet sich das Grab von Simon Seligmann, der 1798 von Komplizen des Schinderhannes ermordet worden ist

wenn ich nach Deutschland komme.

Anlässlich eines Besuchs bei seiner Familie hat der Hausbesitzer mir dann von einer Begebenheit berichtet, die ihn immer wieder bedrückte. Seine Familie lebte in der Nazizeit in einer Essener Villengegend. Eines Tages war er mit einem Klassenkameraden unterwegs zur Schule, als ihnen befohlen wurde, die Straßenseite zu wechseln und nicht stehen zu bleiben. Die beiden Jungen überquerten die Straße, hielten aber trotz des Verbotes inne, um zu beobachten, was sich drüben wohl abspielte. Man war gerade dabei, einen Konzertflügel vom Balkon einer Wohnung auf die Straße zu werfen, wo er natürlich in tausend Teile zerfiel.

Nach Schulschluß berichtete der Sohn dem Vater von seinem Erlebnis und fügte hinzu: „Das war doch dumm von diesen Leuten, den Flügel über den Balkon zu werfen, anstatt ihn die Treppe herunterzuschleppen.“ Der Vater gab ihm zur Antwort: „Nein, mein Sohn, das war schon richtig, was sie taten, denn die Besitzer des Flügels waren Juden, und alle Juden sind schlechte Menschen. Das mußt du wissen. Sie müssen bestraft werden.“

Darauffin fiel dem Sohn auch ein, daß zwei seiner Klassenkameraden eines Tages nicht mehr zum Unterricht gekommen waren. Es hieß, sie seien fort. Als der Sohn verwundet aus dem Krieg heimkehrte, war der Vater bereits gestorben. Seine Mutter starb erst vor eini-

gen Jahren, aber ich habe sie nie kennengelernt.

Zufälliges Wiedersehn mit einer ehemaligen Klassenkameradin

Eine weitere denkwürdige Begebenheit ereignete sich, als ich eines Tages mit einer alten Freundin im Essener „Gruga“ spazierenging und zufällig mit einer früheren gemeinsamen Klassenkameradin und ihrer Mutter zusammentraf. Ihre und meine Eltern hatten sich fast täglich gesehen; sie hatten in unserer Nachbarschaft gewohnt. Die mich begleitende Freundin ging auf die ehemalige Klassenkameradin namens Maria B. zu und erklärte, daß mein Mann und ich wieder in Essen lebten und eine Anwaltspraxis hätten. Maria B. und ihre Mutter standen da wie versteinert. Maria hatte am schnellsten ihre Sprache wiedergefunden und stammelte: „Hallo, Thea, wie geht es Dir? Ja, wir hatten schwere Zeiten hier, aber mein Mann brauchte nicht in den Krieg zu ziehen, weil er eine hohe Position hatte; er ist vor kurzem gestorben.“ Keine Frage nach dem Verbleib meiner Eltern und meiner Schwester! Schließlich war Maria öfter bei uns als im eigenen Elternhause gewesen; sie war einziges Kind. Wir hatten gemeinsam Hausaufgaben gemacht. Ihre Mutter sagte überhaupt nichts. „Wir haben es jetzt eilig, auf Wiedersehn,“ war die letzte Bemerkung. Weg waren sie, und wir beide blieben sprachlos zurück und kamen zu demselben Ergebnis, nämlich daß Marias Mann bei den Nazis eine hohe Position begleitet hatte.

Ein paar Tage später stand sie vor unserer Haustür, wie sie uns gefunden hatte, weiß ich nicht. „Thea, ich habe ein Klassentreffen organisiert, natürlich können nicht alle kommen.“ - Meine Antwort lautete nur knapp: „Bitte, nimm es mir nicht übel, aber es ist mir einfach unmöglich, zum Klassentreffen zu kommen.“ Ich habe niemals mehr von jemandem aus meiner alten Klasse gehört oder jemanden gesehen.

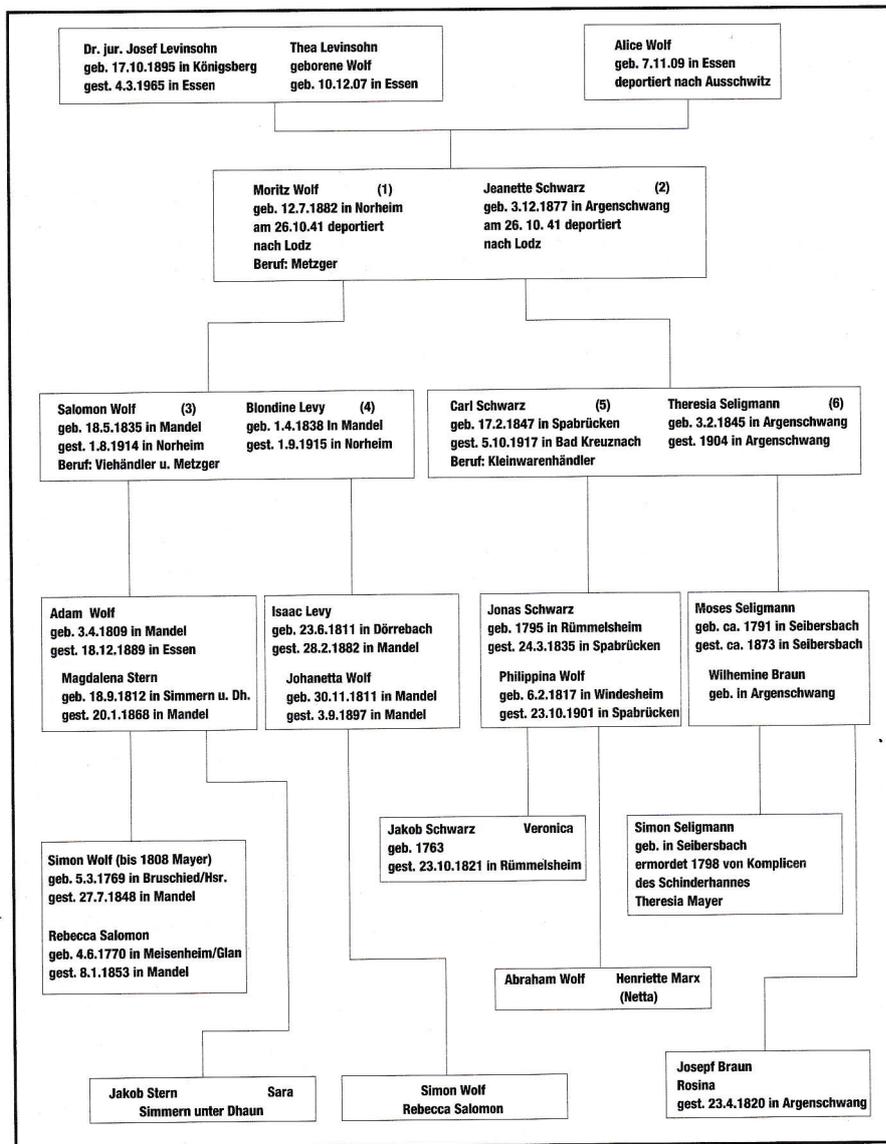
Tod meines Mannes und Rückkehr nach Israel

So waren die Jahre in Essen vergangen. Aus den ursprünglich geplanten zwei Jahren in unserer Anwaltskanzlei waren aufgrund vielfältiger Aufträge und Geschehnisse zehn geworden. Wir waren gerade dabei, unsere Rückkehr nach Israel vorzubereiten, als mein Mann schwer erkrankte und die Praxis aufgelöst werden mußte. Ich war bereits Monate früher nach Israel gereist, um den Umzug zu organisieren. Mein Mann starb schließlich im März 1965. Unsere gute Haushaltshilfe hatte ihn bis zum Ende gepflegt. Die Kinder brachten ihn nach Jerusalem, wo er seine letzte Ruhestätte fand.

Ein neuer Lebensabschnitt begann für mich. Was hatten wir in Essen hinterlassen? Treue Freunde: den Sozium meines Mannes mit seiner Frau, unseren Hausherrn mit Frau und Sohn, den Onkel in Köln, die Tante im Sauerland mit Sohn und Schwiegertochter, ein ungarisches Ehepaar mit Sohn, denen ich noch vor meiner Heimkehr zu ihren Entschädigungsansprüchen verhelfen konnte. Wir blieben eng verbunden, bis zu deren Tod vor wenigen Jahren.

In unserer Praxis war gute Arbeit geleistet worden, und den meisten unserer Mandanten hatten wir zu dem ihnen gebührenden Recht verholfen. Trotz Unverständnis seitens israelischer Freunde, nach Deutschland gegangen zu sein, glaubten wir, auch damit etwas zum Aufbau unseres Landes beigetragen zu haben.

Daheim in Israel begann für mich eine neue „Lebensstation“ als Regierungsangestellte. In dieser Funktion war ich bis 1977 tätig. Sie erforderte erneut Konzentration und Anstrengung, was mir half, über vieles hinwegzukommen. Fa-



Stammbaum von Thea Levinsohn. Er beginnt in Argenschwang, Simmern unter Dhaun (heute Simmertal) und Mandel im heutigen Kreis Bad Kreuznach

milienmitglieder und Freunde erleichterten mir das Wiedereinleben. Das Land hatte Fortschritte gemacht, wie wir personifizierend sagen, als wäre das Land ein Familienmitglied, dem man persönlich verpflichtet ist.

Ausblick auf die politische Situation Israels

Kaum hatte ich mich zurechtgefunden, als der „Sechs-Tage-Krieg“ uns 1967 alle Kräfte abverlangte. Das Ergebnis war: Ost-Jerusalem wurde befreit, unsere Klagemauer, Überbleibsel des von den Römern zerstörten „Zweiten Tempels“, war wieder in unseren Händen. Wir alle befanden uns im Siegestaumel. Höhepunkt dieses Ereignisses war ein Wettrennen zur Klagemauer des Volkes Israel: Hände betasteten die Steine, Trä-

währendem Exil und hoffentlich auch die Befreiung von Juden aus der Knechtschaft Syriens.

„Grabsteine“ für meine ermordeten Verwandten

Vor 25 Jahren habe ich all meinen lieben Verwandten, die in den Gaskammern der Nazis ermordet worden sind, - Eltern, Schwester, Nefte, Tanten, Onkeln, Vettern, Cousinen, Nichten -, in den Bergen Jerusalems Bäume gepflanzt, im Wald der Erinnerung. Dorthin begeben sich mich jedes Jahr im Monat ELUL, dem Monat des Gedenkens an unsere Toten, um mit ihnen Zwiesprache zu halten in dem Gefühl, daß ihre Seelen dort im Wald ihre ewige Ruhe gefunden haben.

Ähnlich verhält es sich mit der Heimat meiner Väter im vorderen Hunsrück und an der Nahe, wo ich fast jedes Jahr einige Tage oder Wochen verbringe, um auf Standesämtern, an Grabstätten und verfallenen Synagogen meinen Vorfahren und meiner Familie nachzuspüren, ihren Stammbaum und ihre Lebensgeschichte anhand von Fotos und Dokumenten zu rekonstruieren in dem Gefühl, ihnen auf diese Weise ein Denkmal oder einen Grabstein zu setzen, den sie ja nicht haben. Das habe ich für den Rest meines Lebens - ich bin inzwischen 85 Jahre alt - zu meiner Aufgabe gemacht.

nen flossen über unser Gesicht, wir waren nach Hause zurückgekehrt. Die arabische Bevölkerung begrüßte uns auf das herzlichste, waren wir doch früher Nachbarn gewesen, mit denen man sich gut verstanden hatte. Man feierte Wiedersehen und schwor sich ewigen Frieden, der jedoch nicht lange währte.

Wir haben zwar fast immer in Verbannung und Knechtschaft jeglicher Form gelebt und vor einem halben Jahrhundert durch die Shoah sechs Millionen Brüder und Schwestern verloren. Zu dem Schicksal unseres Volkes gehört aber eine ständige Erneuerung.

Ein Wunder bleibt der Exodus der russischen Juden nach 70jährigem kommunistischen Regime, die Heimkehr der Juden aus Äthiopien nach Jahrtausende